



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Da schiens ihm, als senke sich der weite Abendhimmel auf ihn nieder. Lautlos sah er empor in das zärtliche Antlitz. Und aus diesem Blick der höchsten Liebe strömte es wie neue Lebenslust in sein Herz.

Isibeth! O Isibeth! Nun will ich arbeiten — Stark und treu, um dich mir zu verdienen!

Wie um ein Heiligtum legte er schon den Arm um die liebe Gestalt. Und beide wanderten durch den Herbstabend dem traulich erleuchteten Heim zu.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Muß wegen Erkrankung des Verfassers diesmal wegfallen.

Der Rheinbund. Am 12. Juli 1906 waren hundert Jahre verflossen, seit in Paris der Rheinbund abgeschlossen wurde. Der Rheinbund war gewiß ein Zeichen von Deutschlands Ohnmacht und führte schließlich zur Auflösung des Deutschen Reiches. Aber trotzdem ist es unrecht, seinen Abschluß gewissermaßen als Vaterlandsverrat zu bezeichnen und die Schuld daran den Süddeutschen, insbesondere den süddeutschen Fürsten allein zuzuschreiben. Greift man in die Geschichte der neunziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts zurück, so findet man, daß 1794 auf dem Reichstage zu Regensburg über einen Frieden mit Frankreich verhandelt wurde. Viele deutsche Fürsten waren für einen solchen Frieden und ließen dies durch ihre Gesandten auf dem Reichstage erklären. Dagegen gab der Landgraf Ludwig der Zehnte, der nachmalige Großherzog Ludwig der Erste von Hessen durch seinen Gesandten die nachfolgende Erklärung ab: „Die Hessischen Lande selbst sind teils durch feindliche Erpressungen, teils durch andre Lasten und Drangsale des Krieges bis an den Rand des Verderbens gebracht; demungeachtet hat derselbe (nämlich der Landgraf) mit der größten Bereitwilligkeit alle übrig gebliebenen Kräfte aufgeboten, alle Pflichten treu und gewissenhaft zu erfüllen, welche Reichsverband und Geseze, Vaterlandsliebe und Selbsterhaltung erforderte, wie denn bereits das Quintuplum des diesseitigen Kontingents in marschfertigem Stande ist; allein trotz dem allen muß er sich jetzt dem Überfall des bis an den Rhein mit unglaublichem Glück vorgedrungenen Feindes ausgesetzt sehen. So wünschenswert aber auch diesem Reichsstande der Friede ist, so ist doch von deutscher Biederkeit nicht zu erwarten, daß man die mißhandelten und beraubten Stände, die ihre Obliegenheiten tätigt erfüllt haben, verlassen, sondern daß man bloß einen solchen Frieden bezwecken werde, welcher für deren erlittenen Verlust, Schaden, Kosten und Aufopferungen entschädigend ist. Dieses kann wohl nur dann erreicht werden, wenn unter Anhoffung eines bessern Kriegsglückes durch biedere Vereintigung der Kraft des deutschen Vaterlandes, welche in übervollem Maße dazu hinreicht, alles angewendet wird, den Feind in seine Grenzen zurückzuweisen. Die dazu dienlichen Maßregeln wären dem Ermessen des Reichsoberhauptes anheimzustellen und dabei zu wünschen, daß bei dieser gegenwärtigen, dem ganzen Reiche Zerrüttung und Umsturz drohenden Gefahr durchgängig gleich biederer Gemeinfinn und Eifer für die gute Sache mit stärkerem Antriebe als seither, das Deutsche Reich beleben möge, damit nicht gerade nur diejenigen Stände, welche ihrer Lage nach die Lasten des Krieges ohnehin zu fühlen haben, doppelten Nachteil empfinden müssen.“

Welchen Erfolg hatte diese gewiß mannhafte Erklärung eines süddeutschen Fürsten? Preußen schloß 1795 im April den Frieden mit Frankreich zu Basel, und diesem Frieden traten Sachsen, Hannover und Hessen-Kassel bei. Frankreich blieb im Besitze des linken Rheinufer's. Deutschland zersplitterte sich dadurch immer mehr. Dem am 12. Juli 1806 geschlossenen Rheinbunde gliederten sich später alle deutschen Fürsten mit Ausnahme von Österreich, Preußen, Braunschweig und Kurhessen an. Kurhessen kam aber dann unter die direkte Gewalt von Napoleons Bruder Jérôme, dem König von Westfalen, und 1812 zog ganz Deutschland, auch Österreich und Preußen, mit Napoleon nach Rußland. So traurig die Rheinbundszeit für Deutschland war, so kann man aber doch bei Erwägung der geschilderten Verhältnisse den Süddeutschen allein die Schuld nicht beimessen. „Wir waren vielmehr allzumal Sünder.“ Mögen unserm Vaterlande solche Zeiten für alle Zukunft erspart bleiben!

C. v. H.

Zur religiösen Bewegung. Unter dem Titel Neue Pfade zum alten Gott gibt der Pfarrer F. Gerstung (bei Paul Waegel in Freiburg i. B. und Leipzig) dünne Bände von verschiedenen Verfassern heraus, von denen bisher neun erschienen sind. Der Titel soll wohl nicht besagen, daß der Herausgeber und seine Mitarbeiter diese Pfade, mit denen wir längst vertraut sind, entdeckt hätten, sondern nur, daß sie erst seit etwa fünfzig Jahren gegangen werden. Gleichgestimmten werden diese Büchlein zur Ermunterung dienen, den eingeschlagenen Weg fortzusetzen und werden ihnen manchen neuen schönen Ausblick eröffnen. Karl König weist in „Gott; warum wir bei ihm bleiben müssen“, den Gottesglauben als die Offenbarung unser's eignen tiefsten Wesens nach. „Die Seele hat ein Recht darauf, an ihre besten Güter zu glauben.“ Die Bedenken freilich, die gerade die feinsten unter den modernen Seelen gegen die Annahme eines persönlichen Gottes hegen, nimmt er zu leicht. Die Erwartung, daß ihnen Gerstung in seinem Beiträge: „Die Welt an sich — für mich“ gerecht werden werde, hat sich nicht ganz erfüllt. Er geht von einer Predigt aus, die er gehört hat, über die Welt, die wir nicht lieben sollen. Der Kosmos könne damit doch nicht gemeint sein. Und wie sich bei dem Verfasser des vortrefflichen „Glaubensbekenntnisses eines Bienenvaters“ von selbst versteht, weist er überzeugend und geistreich nach, „daß die Analyse der Welt und des Weltgeschehens mit absoluter Naturnotwendigkeit bei der Bejahung des Gottesglaubens, nicht aber bei seiner Verneinung ankommen muß“. Was jedoch dann die Welt für uns betrifft, so rückt er zwar dem Übel näher auf den Leib, zeigt unter anderem das Dpfer als das Grundgesetz des Lebens auf, allein abgesehen von dieser chemisch-biologischen Erörterung, die den Unterschied zwischen unfühlenden chemischen Elementen und fühlenden Wesen unbeachtet läßt, läuft die Rechtfertigung der Leiden auf die bekannten Trostgründe der alten Theologie hinaus. Das wissen wir freilich, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen. Und wenn wir über den engen Kreis, den die kirchliche Lehre vom Seelenheil absteckt, hinausgehen, so finden wir außerdem im Leben aller zu etwas Bedeutendem bestimmten Menschen die Spuren einer Führung, die gerade die Leiden des Helden für seine Vollendung und Ausrüstung wirksam macht. Wir alle, die wir die bessern Lese gezogen haben, haben für unsre Personen keine Beschwerde gegen unsern Herrgott. Aber der Blick des modernen Menschen schweift über die ganze Erde und über die vergangnen Jahrtausende und findet da Milliarden Menschen, bei denen von einer „Selbstbehauptung und Entfaltung der Kräfte des wahren Ichs“, der das Leiden dienen soll, gar keine Rede sein kann, deren Leiden so sinnlos und zwecklos erscheinen, daß wir es der orthodoxen Theologie verzeihen müssen, wenn sie zwei Willkürakte

Gottes zur Erklärung verwendet: die Strafe für Ewas Apfelsiß und die Verherrlichung der Gerechtigkeit Gottes durch die ewigen Dualen der Verdammten, im Vergleich mit denen dann die irdischen Leiden als eine harmlose Vorübung erscheinen. Nur ein Nietzsche, der die Vielzvielen als Dünger für die Züchtung der höhern und der Übermenschen verwendet, vermag in diese ungeheure Tatsache Sinn zu bringen, die Ellen Key mit einem alten Rezer ausrufen läßt: Die einzige Entschuldigung für Gott ist, daß er nicht existiert. Und die einzige Möglichkeit, fügen wir hinzu, an Gott dennoch festzuhalten, verdanken wir der Hoffnung, daß sich im Jenseits diese Rätsel lösen werden. Ohne den Glauben an die persönliche Fortdauer des Menschen gibt es keine Theodicee, sondern nur Versuche, das wirkliche Weltbild zu schminken. Darum ist jeder Versuch, das Christentum dem modernen Menschen als reine Diesseitigkeitsreligion schmachhaft zu machen, verfehlt. Für verfehlt halten wir auch die beiden, übrigens sehr schön geschriebnen, im einzelnen viel Wahres enthaltenden und gewiß ehrlich gemeinten Beiträge: „Jesus, wie er geschichtlich war“ von Arno Raumann und „Jesus, was er uns heute ist“ von Alfred König. Mit dem lebenswürdigen, edeln, einzigartigen Menschen Jesus, dem Idealmenschen, dem weisen Rabbi, konnte man allenfalls den Spöttern des achtzehnten Jahrhunderts den Mund verschließen; bei den ernstesten Zweiflern und Leugnern von heute versagt dieses Mittel. Wenn einzelnen sinnigen Betrachtern das Bild, das die Synoptiker von Jesus entwerfen, und sein Wort teuer und heilig sind, so kommt das daher, daß sie mit der hohen Meinung, die ihnen ihr Kinderglaube eingeflößt hatte, und die sie trotz allem bewahrt haben, an das Neue Testament herangetreten sind. Der Sozialdemokrat schätzt Jesus, wenn er ihn nicht mit Kalthoff für den mythischen Heros des römischen Proletariats hält, als einen Sozialrevolutionär, dessen Gesinnung ja zu loben sei, der aber an die erleuchteten und wissenden Köpfe der Neuzeit, an Lassalle und Marx, nicht heranreiche, und wissenschaftlich gebildete Männer, die in einer religionslosen Atmosphäre herangewachsen sind, läßt das Neue Testament vollkommen kalt. Eduard von Hartmann hat Jesus für einen ziemlich unbedeutenden Menschen, das Neue Testament für ein Buch gehalten, das in ethischer Beziehung schädlich, in religiöser bis auf ein paar paulinische und johanneische Theologumena wertlos sei; und was Ellen Key (Der Lebensglaube, S. 34) von der „gereinigten“ Lehre der liberalen Theologie sagt, das — mag ich an dieser Stelle nicht nachschreiben. Lebenskraft hat bis heute nur der Glaube an den Christus des dogmatischen Christentums bewahrt. Nur dieses ist Volksreligion, und nur dieses bringt die spezifischen Früchte der christlichen Religion hervor: die Heidenbekehrer, die Krankenpfleger und -pflegerinnen, entstammen teils der katholischen Kirche, teils dem gläubigen Luthertum. Temperamentvoll, humoristisch und geistreich schreibt Carl Neumärker, der in seinem Beiträge: „Der Mensch, wie er sich selber findet“, mit dem Rätsel der Sphinx beginnt und die mancherlei Antworten auf die Rätselfrage in einer amüsanten Zusammenstellung aneinanderreihet. Auch feine und beachtenswerte biologische Bemerkungen enthält die Schrift, z. B. die folgende: „Welche Ansammlung sittlicher, im Familienleben wirksamer Kräfte wird doch — im Gegensatz zur kurzlebigen Kinderzeit der Tiere, selbst der höchsten — durch das Emporwachsen eines einzigen Menschenkinde verbraucht. Man muß sich wundern, daß die von der Evolutionistk aufgestellten, aber bis jetzt nie aufgefundenen affenartigen Vorfahren des Menschengeschlechts im Kampfe ums Dasein nicht sollten erhalten geblieben sein, wenn sie mit den Fähigkeiten ausgerüstet waren, auch nur annähernd und instinktiv dem nachzukommen, was die Abwartung (nur allein die körperliche) eines Geschöpfes gefordert hätte, das sich zum ersten Menschen entwickeln sollte. Ein mit solchen Gaben ausgerüstetes Wesen hätte sich

doch im Kampfe ums Dasein erhalten müssen, statt daß es unterging, während minder begabte Tierarten erhalten blieben. Dieser Umstand gibt zu denken bei der apobiktischen Bestimmtheit, mit der die Abstammung des Menschen von einem Affen gelehrt wird, der doch nicht imstande wäre, ein Menschenkind auch nur ein paar Tage lang sachgemäß zu pflegen, geschweige denn es zu erziehen." Von Dietrich Graue (Die Religion des Geistes; wie der Gebildete denkend zu ihr Stellung nimmt) wollen wir nur einen Ausspruch anführen, den wir für richtig und zugleich für wichtig halten. „Freimütige Besprechung religiöser Fragen ist zurzeit nur auf protestantischem Boden möglich. Keine andre Religionsform besitzt Selbstgewißheit genug, volles Licht zu wünschen und selbst den Irrtum zu ertragen.“ Sehr schön ist, was Günther Wohlfahrt aus seinen eignen Lebens- und Herzenserfahrungen mitteilt unter dem Titel: „Beten und moderner Mensch sein, wie sich das beides zusammenreimt.“ — Was die liberale protestantische Theologie an notwendiger Kritik geleistet hat, erkennen wir dankbar an. Für einen zukünftigen Kirchenbau sammelt sie erst die Steine, und auch die eben besprochne Sammlung enthält sehr wertvolles Material. Zwar wird diese Theologie den zweiten Teil der Anerkennung ablehnen, weil sie Religion ohne Kirche will, wir bleiben jedoch bei der alten Ansicht, daß es so wenig eine christliche Religion ohne Kirche gibt wie eine irdische Menschenseele ohne Leib.

Wir nennen hier noch einige uns zugegangne Bücher und Schriften verwandten Inhalts, für deren Besprechung der Raum fehlt. Neue Briefe von Professor Dr. E. Hilty. Leipzig, J. C. Hinrichs und Frauenfeld, Huber u. Co., 1906. — C. Wagner: Schlichtes Leben, aus dem Französischen überetzt von Dr. Fr. Fliedner. Paris, W. Fischbacher, 1905. — Persönlichkeit. Christliche Lebensphilosophie für moderne Menschen von Lic. E. Pfennigsdorf. Schwerin i. Meckl., Fr. Bahn, 1906. — Die Zukunft des Protestantismus von einem Laien. Berlin, Alexander Dunder, 1906. — Die Reform der evangelischen Landeskirchen nach den Grundsätzen des neuern Protestantismus dargestellt von D. Dr. E. Sulze, past. em. in Dresden-Neustadt. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, 1906. — Ein Wort zum konfessionellen Frieden. Materialien, gesammelt von Dr. Leopold Karl Goetz, außerordentlichem Universitätsprofessor in Bonn. Bonn, Carl Georgi, 1906. — Die Religion als Selbstbewußtsein Gottes, eine philosophische Untersuchung über das Wesen [des Wesens!] der Religion von Arthur Drews. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs, 1906. — Der Weg der Menschheit von Conrad Alberti. Deutsches Verlagshaus Vita, Berlin, ohne Jahreszahl. — Endlich folgende im Verlage von Eugen Diederichs, Jena und Leipzig (die ersten drei 1905, die letzten beiden 1906) erschienenen Bände: Giovanni Pico della Mirandola, Ausgewählte Schriften, überetzt und eingeleitet von Arthur Liebert. — Plotin: Enneaden, in Auswahl überetzt und eingeleitet von Otto Kiefer. Erster und zweiter Band. — Karl Foel: Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik. Mit Anhang: Archaische Romantik. — Xenophon: Erinnerungen an Sokrates, übertragen von Otto Kiefer.

